

Gordon MacDonald

# Ich will meine Gemeinde zurück

Wenn mein geistliches Zuhause mir fremd wird

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
WHO STOLE MY CHURCH?  
bei Thomas Nelson Publishers, Nashville/Tennessee.  
© 2007 Gordon MacDonald

Wenn nicht anders angegeben, werden Bibelstellen zitiert nach:

Neues Leben. Die Bibel © 2002 und 2005 by Hänssler Verlag,  
D-71087 Holzgerlingen.

Bibelstellen, die nach anderen Übersetzungen zitiert werden, sind wie folgt  
gekennzeichnet:

ELB = Revidierte Elberfelder Bibel, © 1985/1991/2006 R. Brockhaus Verlag  
im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten

GNB = Gute Nachricht Bibel, revidierte Fassung, durchgesehene Ausgabe in  
neuer Rechtschreibung © 2000 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Deutsch von Karen Gerwig

© 2008 R. Brockhaus Verlag im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten

Umschlag: [www.provinzglueck.com](http://www.provinzglueck.com)

Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-417-26259-9

Best.-Nr. 226.259

## Vorwort

Auf die Idee zu diesem Buch kam ich vor einigen Jahren bei einem Gespräch mit einem schrecklich unglücklichen Mann, der sich von der Gemeinde, in die er den Großteil seines Erwachsenenlebens investiert hatte, betrogen fühlte. Aus seiner Sicht hatte sich alles geändert – *über Nacht*, sagte er –, sodass er sich an dem Ort, den er immer für seine geistliche Heimat gehalten hatte, wie ein Fremder fühlte.

Ich hörte ihm zu, wie er etwas beschrieb, das wie ein Gemeindegemassaker klang. Gemeindegruppen und Veranstaltungen wurden abgeschafft, traditionelle Musik wurde schlechtgemacht, Predigtstile und -themen revolutioniert, Symbole, mit denen man seine ehrfürchtige Haltung zum Ausdruck brachte (wie angemessene Kleidung, Kreuze, Abendmahlstische und Kanzeln), verdrängt.

Seine Seelenqualen (und sein Ärger) begannen mit einem jungen Pastor, der von der Gemeindeleitung dazu berufen worden war, »das Ganze mit einer neuen Vision anzuschieben«. Sein Auftrag: Die Gemeinde sollte wachsen wie die von Willow Creek, Saddleback, Mars Hill und all die anderen Megagemeinden, die im letzten Jahrzehnt in Erscheinung getreten waren.

Laut meinem Freund hatten die meisten Gemeindeglieder – vor allem die ältere Generation – keine Ahnung, worauf sie sich einließen, als all die Gespräche über Wachstum begannen. Wer würde denn auch, so fragte er, gegen die Vorstellung protestieren, neue Wege zu finden, um kirchenferne Menschen zu evangelisieren? Aber was die Leute erwarteten, war lediglich eine frische Stimme auf der Kanzel und ein oder zwei Konzepte, die von erfolgreicheren Kirchen übernommen wurden.

So viel zu dem, was er mir erzählte. Was er und seine Brüder und Schwestern nicht vorausgeahnt hatten, war eine totale Verschiebung in der Gemeindegkultur: Neue Konzepte wurden erdacht, Gott zu lieben und den Menschen zu dienen. Sie hatten nicht erwartet, dass sämtliche Prioritäten neu gesetzt wurden, sodass eher *verlorene* und *zerbrochene* Menschen als *gefunden*e und *vermutlich gefestigte* Menschen zum vorrangigen Zielpublikum wurden. Zusammengefasst: *Praktisch alles im*

*Leben ihrer Gemeinde wurde unter der neuen Führung darauf ausgerichtet, Menschen zu erreichen, die noch gar nicht da waren.*

An dieser Stelle des Gesprächs sagte mein Gegenüber schließlich: »Unsere Gemeinde wurde uns vor der Nase weggestohlen. Sie wurde entführt.« Seine Lösung für dieses Problem? Weggehen und sich eine andere Gemeinde suchen, die die älteren und besseren Methoden würdigte, mit denen seine Generation vertraut war und sich wohlfühlte.

Wenn ich mich recht erinnere, war mein Freund alles andere als entzückt, als er entdeckte, dass ich ihm seinen Fall nicht voll und ganz nachfühlen konnte. Ich versuchte, ihm auf nette Art zu sagen: »Gewöhn dich dran«, hatte damit jedoch kaum Erfolg. An diesem Tag verabschiedete ich mich sinngemäß mit dieser Bemerkung: »Du musst daran denken, dass jede Gemeinde, die sich nicht der jüngeren Generation zuwendet und den neuen Herausforderungen stellt, kirchenferne Menschen zu erreichen, einfach aufhören wird zu existieren. Wir sprechen nicht von Jahrzehnten – wir sprechen hier von wenigen Jahren.«

Wie viele Menschen verschiedenen Alters haben heute das Gefühl, dass sie mit ihrer Gemeinde einfach nicht mehr auf einer Wellenlänge sind? Manche von ihnen sind der Meinung, ihre Gemeinden passten sich nicht schnell genug den neuen Realitäten an, und andere glauben, ihre Gemeinden hätten sich zu sehr verändert. Traurigerweise lösen gar nicht so wenige Menschen an diesen beiden entgegengesetzten Polen das Problem, indem sie einfach wegbleiben. Manche bleiben, übernehmen aber die Rolle bitterer Kritiker und untergraben die Stärke der Gemeinschaft auf ihre eigene Art.

Auf beiden Seiten gibt es jedoch wunderbare Menschen, die offenbar verstehen, dass eine Gemeinde kein Club sein soll, in dem es sich seine Mitglieder gemütlich machen, sondern eine Gruppe, wo Menschen zusammen wirken, sich zusammenschließen, um gemeinsam geistlich zu wachsen, den dreieinigen Gott anzubeten und sich für ein christliches Leben und den Dienst in der Welt zu rüsten.

Wahrscheinlich kann man jedes Buch bis an einen Punkt zurückverfolgen, an dem ein neuer Gedanke im Kopf des Autors entstand. Dieses Gespräch beim Mittagessen und die Bemerkung »Unsere Gemeinde wurde uns vor der Nase weggestohlen« wurden zum Ausgangspunkt für dieses Buch.

Es gibt eine Vielzahl von Büchern über Veränderung in der Gemeinde. Normalerweise werden sie vom Standpunkt desjenigen geschrieben, der diese Veränderungen initiiert hat, also einem geistlichen Leiter (wie dem neuen Pastor meines Freundes), der die Verantwortung dafür trägt, etwas Neues zu bewirken. Für dieses Buch habe ich jedoch beschlossen, mich dem Thema aus der Perspektive derer zu nähern, die von Veränderungen stark betroffen sind – der lieben Menschen in den Kirchenbänken, die mit den neuen Ansätzen und Konzepten leben und sie sogar mittragen müssen.

Mein erster Versuch, über Veränderungen in der Gemeinde zu schreiben, scheiterte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass ich nur ein weiteres langweiliges Buch in einer Reihe langweiliger Bücher über ein überstrapaziertes Thema schrieb. Also begann ich mein Projekt von Neuem, aber auf eine Art, die ich vorher nie ausprobiert hatte. Ich beschloss, eine imaginäre Gemeinde in Neuengland zu erschaffen, mit einer kleinen Ansammlung von durchschnittlichen Leuten, die immer wieder mit Veränderungen konfrontiert werden und sich dagegen wehren.

Als ich diesen Menschen Leben eingehaucht hatte, fragte ich mich: *Wenn ich so, wie ich wirklich bin, in dieser Geschichte vorkommen würde, was würde ich ihnen sagen? Wie könnte ich mich auf sie einlassen und sie davon überzeugen, einen frischen Blick auf die Realitäten unserer Welt zu werfen, die tatsächlich eine neue Art von Gemeinde erfordern?*

Die Figuren, die ich mir ausgedacht habe, sind alle in den Fünfzigern und Sechzigern. Sie gehören zu der Generation, die sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg am Wiederaufbau beteiligte, dann Verantwortung in der Gemeinde übernahm und jetzt die Führung und den Einfluss anderen überlassen hat, die jünger sind als sie. Als ich sie alle in meiner Vorstellung erst einmal an ihrem richtigen Platz hatte, war es, als übernahmen sie die Geschichte und erzählten sie für mich. Ich musste nur noch tippen.

Eine Geschichte entsteht natürlich nicht aus dem Nichts. Und es gibt Stellen, wo diese Geschichte Anleihen an meine Erfahrung als Pastor mit mehr als siebenundvierzig Jahren Berufserfahrung in fünf verschiedenen Gemeinden macht.

Aber diejenigen, die mich im Lauf dieser Jahre kannten, verschwenden ihre Zeit, wenn sie versuchen, irgendeine Person dieser Geschichte mit einer wirklich existierenden Person in Verbindung zu bringen. Es gibt ganz einfach keine Verbindung.

Die einzigen echten Menschen in der Geschichte sind meine Frau Gail und ich. Ich selbst und ab und zu Gail an meiner Seite spielen in diesem Buch eine nicht zu übersehende Rolle, und vieles davon, was wir im Lauf der Geschichte sagen, entspricht dem, was wir in ähnlichen Situationen vermutlich sagen würden.

In dieser Geschichte bin ich der Pastor einer Gemeinde in Neuengland mit einigen hundert Mitgliedern. Die Gemeinde könnte in jedem der sechs Neuenglandstaaten liegen, in jeder der mittelgroßen Städte des Nordostens der USA – aber wahrscheinlich nicht in Boston. Die Gemeinde in dieser Geschichte trägt keinen Namen, und auch ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Denomination bleibt im Dunkeln. Ihre offiziellen Leiter – Älteste zum Beispiel – spielen in dieser Geschichte fast keine Rolle. Diejenigen, die eine Rolle spielen, sind ganz normale, typische Mitglieder einer christlichen Gemeinde. Wer viele Jahre in einer Gemeinde mitgearbeitet hat, wird diese Persönlichkeitstypen ziemlich schnell in seiner eigenen Welt wiedererkennen.

Nach diesen erklärenden Vorbemerkungen möchte ich noch anfügen, dass die Geschichte unzählige Fragen offenlässt. Es gibt ein Hauptthema, mit dem ich mich in diesem Buch beschäftige: *Wie gehen Menschen mit Veränderungen um, wenn diese ihre Komfortzone bedrohen?*

Meine Hoffnung für dieses Buch ist, dass es den Dialog zwischen Menschen aller Generationen anfacht, die die Gemeinde lieben. Ich wäre dankbar, wenn das Buch jüngere Generationen von Gemeindeführern davon überzeugen würde, Älteren und ihren Gedanken sensibler zu begegnen. Im Gegenzug ist es mir ein Anliegen, dass ältere Christen – wenn sie dieses Buch lesen – dazu geführt werden, zu verstehen, warum sich manches an der Art, wie wir Gemeindeführung betreiben, ändern muss, um auf eine neue Situation zu reagieren.

Gordon MacDonald  
*Canterbury, New Hampshire*

## Einleitung

Es war ein dunkler und stürmischer Abend.

Ich bin mir bewusst, dass ich dieses Buch eben mit dem wohl unoriginellsten Satz im Kanon der englischen Literatur begonnen habe. Aber das Wetter – dunkel und stürmisch – ist das Erste, was mir einfällt, wenn ich an den Sonntagabend denke, an dem die Entdeckergruppe ihr erstes Treffen hatte.

Ein Nordoststurm war an diesem Wochenende die Atlantikküste heraufgerast, und als er mit aller Macht auf unseren Teil von Neuengland traf, brachte er windgepeitschten Regen mit, der ein halber Meter Schnee gewesen wäre, hätte die Temperatur zehn Grad niedriger gelegen.

Ich wäre an diesem Abend viel lieber zu Hause gewesen und hätte mir, mit meiner Frau auf dem Sofa zusammengesckelt, die Serie *60 Minutes* und das anschließende Sonntagabend-Footballspiel angeschaut. Stattdessen sprintete ich, den Pfützen ausweichend, über den unbeleuchteten Parkplatz der Kirche, deren Pastor ich nun seit drei Jahren war.

Jede Hoffnung, trocken zu bleiben, aufgebend, steuerte ich auf den Seiteneingang des Gebäudes zu. Die Tür öffnete sich zu einem weitläufigen Gemeinschaftsraum. Drinnen schaltete ich das Licht an, hängte meinen nassen Mantel auf und begann, zwei rechteckige Tische und fünfzehn Stühle für eine Gruppendiskussion zu arrangieren. In Kürze erwartete ich vierzehn oder fünfzehn langjährige Mitglieder unserer Gemeinde.

Ich zweifelte nicht daran, dass sie alle pünktlich erscheinen würden, wenn auch nur aus dem Grund, um zu beweisen, dass das Wetter – sei es Hitze oder Kälte, Regen oder Schnee – einen Neuengländer nicht beeindrucken kann. Menschen wie wir denken vielleicht unter Umständen daran, ein regelmäßiges Treffen ausfallen zu lassen, wenn die Football-Mannschaften Red Sox oder Patriots um den Pokal spielen, aber wir würden nie so etwas wie das Wetter als Entschuldigung gelten lassen, nicht aufzutauchen, wenn wir versprochen haben, uns einzubringen. Auf diese Art von Beharrlichkeit sind wir Neuengländer sehr stolz.

Sie würden unseren Gemeinschaftsraum lieben. Er ist mit Neuengland-Motiven dekoriert. An den Wänden hängen gerahmte Fotos von Menschen jeden Alters unserer Gemeinde. Die Bilder sollen die Botschaft unterstreichen, dass wir eine Familie von Menschen unterschiedlichen Alters sind, die zueinander und zu Gott gehören.

Während ich darauf wartete, dass die anderen eintrafen, versuchte ich mir vorzustellen, welchen Verlauf der Abend nehmen könnte. Alle kamen in Erwartung eines offenen Gesprächs über einige Themen, die in letzter Zeit zu Spannungen in unserer Gemeinde geführt hatten.

Der Optimist in mir wollte glauben, dass ein Gespräch von ein oder zwei Stunden alle beruhigen würde. Der Realist in mir war jedoch nervös. Ich lese viel, und ich komme ein bisschen herum. Ich war mir durchaus bewusst, dass die Themen, die an diesem Abend höchstwahrscheinlich auf den Tisch kommen würden, Christen schon seit einiger Zeit trennen. Also war es vermutlich weise, dachte ich mir, keine Wunder zu erwarten.

Es dauerte nicht lange, und regentriefende, sturmzerzauste Menschen kamen zur Tür herein. Wären Sie da gewesen, hätten Sie bemerkt, dass wir alle ungefähr in einer Altersklasse lagen: zwischen Ende Fünfzig und Anfang Siebzig. Einige von uns bemühten sich wenig bis gar nicht, die Zeichen des Alterungsprozesses zu vertuschen. Aber andere schienen ihren Seniorenstatus nur widerwillig zugeben zu wollen und hatten zum Haarefärben, zu schlank machender Kleidung und Kontaktlinsen Zuflucht genommen. Ich persönlich gebe die Kontaktlinsen zu.

Ich glaube, Ihr erster Eindruck von der Gruppe wäre gewesen, dass sie energisch und lebhaft war, vielleicht auch ein bisschen barsch. Sie hätten ziemlich schnell bemerkt, dass diese Menschen einander mochten und es genossen, zusammen zu sein. Ich nehme außerdem an, dass Sie ihren Neuengland-Yankee-Akzent ziemlich schlecht verstanden hätten.

Alle, die sich an diesem Abend im Gemeinschaftsraum trafen, hatten eine gemeinsame Geschichte. Wir wurden von Eltern großgezogen, die die Weltwirtschaftskrise durchgestanden und im Zweiten Weltkrieg gekämpft (oder die Soldaten unterstützt) hatten. Wir konnten uns an eine Zeit erinnern, als die meisten Häuser nur ein Telefon



hatten, wenn überhaupt, und ein zweites als Luxus galt. Wir konnten uns an Kinderlähmungsepidemien im Sommer erinnern, an Hörspiele im Radio und an Präsident Truman. Wir waren in der Angst vor Kommunisten aufgewachsen, neugierig auf UFOs und neidisch auf jeden, der einen 1949er Ford mit Doppelauspuff besaß.

Noch etwas, was wir gemeinsam hatten, war, dass wir alle Gemeindeglieder waren, bekennende Christen. Jeder von uns hatte viele Jahre in ein gemeinsames Glaubensleben investiert. Und ziemlich viele Mitglieder dieser Gruppe – ich war eine Ausnahme – gehörten schon seit ihrer Kindheit zu dieser Gemeinde. Einige hatten Partner geheiratet, die sie seit der frühen Kindheit kannten. Einer der Männer, Winn Riley, sagte gerne – zum Leidwesen seiner Frau Shirley –, dass sie sich als Kleinkinder in der Kinderbetreuung oft ein Gitterbett geteilt hätten, während ihre Eltern am Gottesdienst teilnahmen.

Zwei von denen, die sich um den Tisch versammelten, Lillian Seamands und Yvonne Padula, waren seit dreißig oder mehr Jahren Sonntagschullehrerinnen; ein Dritter, Ted Patton, war ein ehemaliger Ältester; ein weiterer, John Sanders, hatte einmal ein großes Bauprojekt der Gemeinde geleitet; und wieder ein anderer, Stanley Baker, war seit gefühlten zwanzig Trillionen Jahren Kassenwart der Gemeinde. Manche hatten im Chor gesungen (als es noch einen Chor gab), und fast alle hätten Ihnen erzählt, dass sie seit Jahrzehnten den Zehnten gaben.

Wir waren Abkömmlinge einer dahinscheidenden Gemeindegkultur. Wir konnten Geschichten über denkwürdige Billy-Graham-Aktionen austauschen. Wir schwelgten oft in Erinnerungen an unsere Samstagabendtreffen bei »Jugend für Christus«. Und wir waren ziemlich vertraut mit traditionellen Gemeindeveranstaltungen: Gebetsgottesdienste unter der Woche, Bibelschule in den Ferien, Nachtwachegottesdienste am Neujahrsabend (um Mitternacht) und Sonnenaufgangsgottesdienste am Ostermorgen (um sechs Uhr), zu denen wir von unseren Eltern geschleppt wurden, deren Leben vom Gemeindekalender bestimmt war.

Wir waren alle im Sommer in Ferienlagern gewesen, und wir hatten Weihnachtskantaten gesungen und sogar szenisch aufgeführt. Wir hatten riesige Mengen an Bibelstellen auswendig gelernt, waren stolz darauf gewesen, die Reihenfolge der biblischen Bücher der Bibel aus-

wendig zu kennen, und waren auf lokaler, regionaler und sogar landesweiter Ebene in Bibelwissen-Wettbewerben gegeneinander angetreten.

Unsere jeweilige Vergangenheit umfasste außerdem Missionsfeste, Prophetiekonferenzen und Bibelwochen. Wir konnten uns an jährliche Evangelisationen erinnern, mit Gastevangelisten, die (damals, als es noch kein Fernsehen gab) Musikinstrumente spielten, wunderbare Abende veranstalteten und ihre Vorträge mit Kreide an Tafeln untermalten, während sie Solos sangen wie »Throw Out the Lifeline«<sup>1</sup>.

Diejenigen, die Generationen gerne Namen geben, nennen die meisten von uns »Aufbaugeneration«, Söhne und Töchter der Kriegsgeneration. Wir waren immer ein optimistischer Haufen und genossen es, Organisationen und Pläne ins Leben zu rufen, Gebäude zu errichten und das Ganze gewissenhaft und treu am Laufen und Wachsen zu erhalten. Wir haben immer an stabile Gemeindeveranstaltungen geglaubt, die jede Woche des Jahres funktionieren. Wir waren diesen Veranstaltungen außerdem traditionell beharrlich treu. Wer sich zum Beispiel dem Begrüßungsteam anschloss, stand fünfzig von zweiundfünfzig Wochen im Jahr auf der Matte. Die zwei freien Wochenenden waren für den Urlaub. Wir taten das, weil man uns beigebracht hatte, dass Satan *nie* Urlaub nimmt; warum sollten Jesu Leute das also tun?

Wenn diese Gemeindebauer sich in Massen in den Himmel aufmachen (wie wir hoffen), werden ziemlich viele Gemeinden Probleme bekommen, wenn sie versuchen, die Löcher zu stopfen, die wir hinterlassen. Ich spreche von unseren finanziellen Spendenhöchstleistungen, unserem Hang zum Dienen und unserer allgemeinen organisatorischen Treue. Von mir haben Sie es hiermit als Erstes gehört: Man wird uns vermissen, auch wenn wir während der modernen Anbetungsgottesdienste normalerweise nicht klatschen.

Aber lassen Sie mich auf meine Bemerkung oben zurückkommen. Ein gutes Beispiel für die Verhaltensmuster unserer Generation ist die Art, wie wir schon immer unser Geld gegeben haben. Wir wurden von frühester Kindheit an gelehrt, dass der Maßstab für biblisches Geben der Zehnte ist: zehn Prozent unserer Einkünfte. Als Kinder brachten

---

1 Sinngemäß: »Wirf die Rettungsleine aus«.

wir unsere Pfennige zur Sonntagschule mit. In unseren Erwachsenen-jahren, als das Einkommen größer wurde, haben wir vielleicht manch-mal darüber debattiert, ob der Zehnte vor oder nach Abzug der Steuer berechnet werden sollte, aber die meisten von uns blieben treue Zehn-Prozenter.

Dieser Zehnte, den wir gaben, ging immer an die Gemeinde, vor allem in die allgemeine Kasse. Wenn wir anderen Organisationen au-ßerhalb der Gemeinde etwas gaben, betrachteten wir das als *zusätzli-che* Spende, »darüber hinaus«, wie wir sagten. Aber die wichtigste Abgabe, der Zehnte, wurde immer in einem nummerierten Spenden-umschlag versiegelt und jeden Sonntag auf den Kollektenteller gelegt.

Wie ich außerdem schon sagte: Wann immer die Gemeinde ihre Türen öffnete, waren die Angehörigen der Aufbaugeneration da. Nur in der letzten Zeit nicht mehr. Jetzt könnte es sein, dass sich etwas ändert in den Reihen unserer Generation. Treue Menschen, die bisher immer verlässlich waren wie die Gezeiten des Ozeans an der Küste von Maine, beginnen ein wenig Verstimmung über ihre Gemeinden zu signalisieren. Und ihre Spenden und ihre treue Anwesenheit beginnen etwas zu bröckeln.

All diese Erklärungen – manche vielleicht etwas zu verallgemein-ert – sind meine Art, ein Bild für Sie zu skizzieren von der Art Grup-pe, die sich an diesem dunklen und stürmischen Abend im Gemein-schaftsraum versammelte.

Während ich alle bei ihrer Ankunft begrüßte, spürte ich eine selt-same Woge von Zuneigung und Besorgnis in mir. Ich liebte jeden Einzelnen dieser Menschen, aber um ehrlich zu sein, war ich nicht sicher, welche Gefühle sie mir gegenüber hegten. Die nächsten ein bis zwei Stunden würden vermutlich bestätigen, ob meine wachsende Paranoia gerechtfertigt war oder nicht.

Auch hier könnten ein paar Hintergrundinformationen – diesmal über meine kleine Welt – hilfreich sein. Gemeinden neigen dazu, einen Pastor einzustellen und ihm oder ihr zu sagen, dass ihnen nach Ver-änderung zumute sei. Sie wollen moderner werden, sagen sie, sich mehr »nach außen orientieren«, offener gegenüber Jüngeren sein. Wenn dann irgendetwas davon zu geschehen beginnt, kommt es durchaus vor, dass ein paar von eben jenen Menschen, die den Pastor

eingestellt haben, langsam widerspenstig werden, wenn sie das Gefühl haben, dass die Dinge ihrer Kontrolle entgleiten und in die Hände von anderen, normalerweise Jüngeren übergehen, die vielleicht voller Energie sind und gerne innovative Möglichkeiten der Gemeindefarbeit erproben wollen.

Pastoren wie ich hören dann immer wieder Bemerkungen wie: »Die Gemeinde wird zu groß«, oder: »Was versucht er hier eigentlich? Sich sein eigenes Imperium zu schaffen?«, oder: »Ich sage euch, ich kenne hier niemanden mehr«. Es kann außerdem vorkommen, dass wir hören: »Die Gemeinde ist zwar gewachsen, aber wir werden geistlich seicht«, und: »Hier scheint keiner mehr zu wissen, wohin diese Gemeinde steuert«, oder: »Wer führt diese Gemeinde eigentlich?«.

Man kann vielleicht eine wachsende Anzahl innergemeindlicher »Kriege« beobachten, wenn es etwa darum geht, Kirchenbänke durch Einzelstühle zu ersetzen, Kaffeetische in den Vorraum zu stellen, die Voraussetzungen für die Mitarbeiterschaft in manchen Gemeindediensten zu lockern oder – das war einmal ein großes Thema – den Gebetsgottesdienst unter der Woche aufzugeben.

Dann gibt es da noch den größten der jüngsten Kriege, der sich durch Bemerkungen auszeichnet wie »Diese neue Musik ... diese neue Art der Predigt – das sieht aus wie der direkte Weg in den Liberalismus ... oder zur Oberflächlichkeit ... oder zum Unterhaltungsprogramm.«

Wenn solche Bemerkungen anfangen, in der Gemeinde die Runde zu machen, ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Pastor zur Tür hinausbegleitet wird, mit gebrochenem Herzen, verwirrt, vielleicht sogar verbittert. Wenn es nicht der Pastor ist, der geht, dann fangen vielleicht ein paar andere Leute an, sich nach einer anderen Gemeinde umzuschauen.

Daher die Paranoia. Ich ertappte mich selbst immer öfter dabei, wie ich mich fragte, ob es sein könnte, dass der Fall des hinausgeworfenen Pastors in nicht allzu ferner Zukunft vielleicht *meine* Geschichte sein könnte.

Zurück zum Sonntagabend im Gemeinschaftsraum. Während wir uns an die Tische setzten, wurden ein paar Scherze über das Wetter draußen gemacht. »War der unvergesslichste Sturm letztes Jahr

schlimmer als dieser?« Und es wurde über unseren Senator gesprochen, der vielleicht für das Präsidentenamt kandidieren würde. Aber es war alles nur Konversation zum Aufwärmen, während jeder darauf wartete, dass ich mich setzte und den Gesprächsabend eröffnete.

Der konkrete Grund für dieses Treffen war aus einem organisatorischen Super-GAU heraus entstanden, den unsere Mitglieder bei einer Gemeindeversammlung in der Woche zuvor erlebt hatten. Unsere Gemeindeleitung hatte eine 150 000 Dollar teure Maßnahme vorgeschlagen, um die Technik in unserem Gemeindehaus zu modernisieren, in der Annahme, dass sie von den Mitgliedern die sofortige und einstimmige Zustimmung erhalten würde. Die Wunschliste der Leitung umfasste eine neue Tonanlage, Bühnenbeleuchtung wie in einem Theater und zwei neue Projektoren und Leinwände, die die Qualität von Videos und Powerpoint-Präsentationen verbessern würden.

Wenn wir eine junge und moderne Gemeinde gewesen wären, die schon den Gottesdienst des 21. Jahrhunderts im Blick hat, hätten wir ein doppelt so teures Technikpaket vorschlagen können. Doch unsere Leitung war vorsichtig gewesen und hatte das Gefühl, dass der Antrag an die Gemeinde, 150 000 Dollar zu investieren, sehr besonnen formuliert war.

Zu unserer Beschämung entdeckten wir (die Gemeindeleitung und ich), dass wir unsere Hausaufgaben nicht gemacht hatten, was die Gefühle unserer Gemeinde selbst hinsichtlich dieser relativ kleinen Renovierungsarbeiten anging. Diejenigen – einige davon saßen an diesem Abend am Tisch –, die dagegen argumentiert hatten, hatten sich bei der Diskussion lautstark zu Wort gemeldet. Das Ergebnis war, dass der Vorschlag an diesem Abend gar nicht zur Abstimmung kam.

Die meisten, Unterstützer und Ablehner, brachten ihre Argumente an diesem Abend respektvoll vor. Ein paar andere nicht. Aber es gab im Lauf der Sitzung einen Punkt, an dem der Vorschlag zur Raumtechnik vergessen war und die Leute begannen, der Gemeindeleitung gegenüber ihrem Frust über die neuesten Veränderungen in der Gemeinde Luft zu machen. Der Austausch zwischen Gemeindeleitung und Mitgliedern nahm an Intensität zu, und schließlich bat ich den Moderator um die Sprecherlaubnis. Ich schlug vor, dass wir die Idee, neue Technik anzuschaffen, auf ein anderes Mal vertagten. Es kam mir

vor wie ein kollektiver Seufzer der Erleichterung, als alle »Ja!« sagten und so schnell wie möglich auf die Tür zusteuerten. Auf der Heimfahrt gestanden Gail und ich uns gegenseitig, dass wir zum ersten Mal in unseren drei Jahren in dieser Gemeinde entmutigt waren. Wir hatten diese Menschen – Menschen, die wir wirklich liebten – vorher nie so erlebt.

Wie waren wir an so einen gefährlichen Punkt geraten?

Während der letzten paar Jahre in unserer Gemeinde hatte eine neue, jüngere Gruppe (viele von ihnen keine Neuengländer) verantwortungsvolle Posten übernommen, und als ich als neuer Pastor kam, hatte ich mir große Mühe gegeben, mich mit ihnen zu identifizieren.

Sie fragen sich vielleicht, warum sie nicht einen jüngeren Pastor als mich berufen hatten.

Zwei Gründe. Ich denke, vor allem war ich ein »Kompromisskandidat« gewesen, der sowohl für die jüngere als auch für die ältere Generation halbwegs akzeptabel war. Bei den Älteren war ich als »einer von ihnen« anerkannt. Für die Jüngeren war ich eine Vaterfigur, die klang, als stünde sie einigermaßen in Verbindung mit dem Hier und Heute. In Wahrheit waren viele von den neuen Familien aus anderen Teilen des Landes hierher gezogen und fühlten sich ein wenig vaterlos. Sie fühlten sich bei Gail und mir mitsamt unserem elterlichen Silberhaar geborgen.

Und der zweite Grund? Heutzutage sind nicht viele junge Pastoren an einer Gemeinde wie unserer interessiert. Sie wollen (wie sie es ausdrücken) ihre Zeit nicht damit verschwenden, gegen Traditionen, ungeschriebene Gesetze und veränderungsresistente Mitglieder zu kämpfen. Sie gründen lieber ihre eigenen Gemeinden und schaffen sich ihre eigenen Regeln. Das – um es ganz offen zu sagen – war vermutlich der Grund, warum diese Gemeinde bei mir endete. (Ich habe mal einen Witz darüber gemacht, dass die Leute mir dankbar sein sollten. Mein Name stand so weit unten auf der Wunschliste, dass – hätte ich abgelehnt – der nächste mögliche Kandidat ein Affe gewesen wäre.)

Bald nachdem ich zu dieser Gemeinde gekommen war, hatten die älteren Mitglieder zu ihrem Verdruss entdeckt, dass ich auf der Kanzel keine Krawatte tragen und weder Orgelmusik noch das Singen aus

dem Liederbuch wieder einführen würde (was übrigens ein Jahr vor meiner Ankunft aus den Sonntagmorgengottesdiensten gestrichen worden war). Sie konnten es nicht glauben, dass ein Mann in meinem Alter Predigten mit Powerpoint-Unterstützung mochte, Kleingruppen den Sonntagschulklassen für Erwachsene vorzog und Kinderspielbereiche, die aussahen wie in einer Restaurantkette, besser fand als den alten, einheitsgrauen Mehrzweckklassenraum.

Während meiner ersten ein oder zwei Jahre riefen wir einige Projekte ins Leben, um für stabilere Ehen zu sorgen und zu lernen, wie man Kinder in einem Glauben großzieht, der in einer säkularen Welt durchhalten kann. Wir betonten die Bildung von Freundschaften zwischen Gleichaltrigen, die von Montag bis Samstag Kraft und Unterstützung geben konnten. Und wir machten uns daran zu lernen, wie man mit dem Umfeld der Gemeinde in Kontakt kommen und herausfinden konnte, wer ernsthaft etwas brauchte, wofür eine Kirchengemeinde sorgen konnte.

Was am wichtigsten war: Es war mir ein Anliegen, die Gemeinde auf die Außenwelt aufmerksam zu machen, damit sie sah, dass das eigentliche Geschehen nicht am Sonntag im Kirchengebäude stattfand, sondern zwischen den Sonntagen in den Häusern, auf dem Marktplatz, in der Schule. Dort, nicht hier, würden wir deutlich machen, wie Christus in unseren Herzen lebte.

Das alles bedeutete, dass während der letzten drei Jahre Traditionen und Veranstaltungen, die einst für unantastbar gehalten worden waren, neu bewertet wurden. Manche Programmpunkte wurden umgestaltet und andere aufgegeben. Eine neue Art von Gemeindeleben entstand und bewegte sich stetig weiter vorwärts – bis zu dieser unglücklichen Mitgliederversammlung ein paar Tage zuvor.

Jetzt sah ich im Rückblick ganz deutlich, dass schon seit einiger Zeit eine düstere Spannung zwischen den Generationen gewachsen war. Ich hätte es an den Kommentaren jüngerer Leiter erkennen sollen, wenn die Namen alter Mitglieder – von denen einige jetzt am Tisch saßen – erwähnt wurden. »Die sollen sich eine andere Gemeinde suchen«, sagte dann jemand. »Wir können nicht zulassen, dass sie uns in die Quere kommen, solange es so viele Kirchenferne gibt, die wir erreichen wollen«, sagte dann ein anderer. Und ein Dritter: »Wenn

wir sie machen lassen würden, wären wir wieder beim Choralgesang und einem Chor in Roben.«

Angesichts meines Alters und meiner langjährigen Erfahrung als Pastor gefiel mir der Gedanke, dass ich, obwohl ich ein Zuhörer war, nicht herumgeschubst und eingeschüchtert werden konnte, wenn ich nur stark genug an etwas glaubte. Und bis zu diesem Tag hatte ich diesen Kreis von Leuten verschiedensten Alters zusammengehalten. Aber jetzt wurde ich etwas unsicher. Hatte ich zu sehr gedrängt und war zu weit gegangen? Hatte ich eine Grenze überschritten und meine Fähigkeit verloren, Einfluss zu nehmen?

Während ich die Gruppe um den Tisch im Gemeinschaftsraum ansah, überlegte ich, wer nicht unter uns war. Ein Paar hatte – nach mehr als fünfunddreißig Jahren in unserer Gemeinde – still und leise ihre Mitgliedschaft in eine andere Gemeinde in der Stadt verlegt, die für ihre sehr konservative (manche würden sagen *fundamentalistische*) Kultur bekannt war. Ich hatte mich mit ihnen getroffen, als ich erfuhr, dass sie woanders hingingen, und sie hatten mir gesagt, dass einer der bekannteren Fernsehprediger ein paar Wochen zuvor gesagt hatte: »Wenn Ihr Pastor nicht gegen die Sünde der Homosexualität predigt, dann sollten Sie sich eine andere Gemeinde suchen.« Und sie verstanden nicht, warum ich, der Hauptpastor, zu Themen wie diesen nicht direkter war. Verstand ich denn nicht, dass Amerika auseinanderbrach, weil Menschen wie ich nicht deutlich Stellung bezogen? Jedenfalls habe das der Fernsehtyp gesagt.

Meine Antwort – dass ich nicht erkennen konnte, wie Homosexualität von der Kanzel herab zu verdammen ein wirkungsvoller Weg sein sollte, Menschen, besonders schwule Menschen, an die rettende Liebe Jesu heranzuführen – kam bei diesem Paar nicht gut an. Und so waren sie bald fort, gingen in eine andere Gemeinde und saßen deshalb nicht an diesem Tisch.

Ich wusste von einigen anderen, die schon seit sehr langer Zeit Mitglieder unserer Gemeinde waren. Sie waren einfach langsam am Rand des Gemeindelebens abgeglitten in ... nun, ins Nichts. Sie kündigten ihren Weggang nicht an. Sie verschwanden einfach. Gelegentlich hörte ich, dass sie am Sonntagmorgen zu Hause blieben und Fernsehpredigern zuhörten.



Es fehlte noch eine dritte Gruppe. Ich nenne sie die »Gleiter«. Sie studieren jeden Sonntag den Kirchenteil der Zeitung und suchen sich die Kirche aus, die die interessanteste Veranstaltung oder Predigtüberschrift anbietet. Sie gehen auf christliche Kreuzfahrten, reisen zu besonderen Konferenzen und Seminaren und tauchen bei Veranstaltungen von reisenden christlichen Promis auf, die mit ihren Gastauftritten Tagungszentren und Arenen füllen. Man kann eine Menge religiöser Sachen anstellen, wenn man das Geld dafür hat. Es gibt viele Alternativen zum örtlichen Gemeindeleben, die es früher nicht gab.

Aber man muss es ihnen zugutehalten: Hier im Gemeinschaftsraum an diesem Sonntagabend saßen fünfzehn Leute, denen ihre Gemeinde wichtig genug war, um meine Einladung zum Reden anzunehmen. Sie saßen an diesem Tisch, ein bisschen nervös (wie sie mir später gestanden), und fragten sich, ob ich sie zusammengerufen hatte, um sie zu schelten.

Dann begann das Gespräch. Und was in den folgenden neunzig Minuten an diesem dunklen und stürmischen Abend geschah, öffnete die Tür für alle möglichen Einsichten, die niemand, allen voran ich nicht, hätte voraussehen können. Ich will Ihnen davon erzählen.